

Eugen Biser

Wort und Schrift

Bemerkungen zu einer übersehenen Differenz

Ausgehend von dem Phänomen, daß die modernen (Massen-)Medien vielfach als geheime Verführer wirken, die mit Mitteln der Einflüsterung und Überredung die Wahrheit in einem Meer von Belanglosigkeiten untergehen lassen, denkt Biser über den Mediencharakter von Buch und Schrift nach. Er verweist dabei auf die bedeutsame Differenz von Wort und Schrift, die Paulus immer wieder anspricht, die in der Geschichte der Kirche aber weithin vergessen wurde. Das geschriebene Wort muß immer wieder in das gesprochene rückübersetzt werden, um wirklich Leben zu zeugen. – Was dies konkret etwa für die Predigt bedeuten kann, erhellt aus dem Beitrag von Kurt Marti.* red

1. Medienkritischer Einstieg

Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß sich die Zukunft des Christentums an der Medienfrage entscheidet. Was wir fürchten müssen, sagte der amerikanische Medientheoretiker Neel Postman gegen Ende des Orwell-Jahres (1984), sind nicht diejenigen, die im Stil des „Big Brother“ alles unter ihre offene Gewalt zu bringen suchen, sondern die geheimen Verführer, die mit den Mitteln der Einflüsterung und Überredung, also kaum merklich, dasselbe Ziel erreichen. Und er unterstreicht das mit der zeitkritischen Bemerkung, daß demzufolge nicht so sehr jene zu fürchten seien, die Bücher verbrennen, als vielmehr diejenigen, die den Menschen das Bücherlesen abgewöhnen, indem sie „die Wahrheit in einem Meer von Belanglosigkeiten untergehen“ lassen¹. Genauer besehen hat er damit schon einen Schritt zuviel getan; denn bevor das von ihm aufgeworfene Problem der verfallenden Schrift- und Lesekultur angegangen werden kann, wird man sich nach dem

* Vgl. dazu auch das Predigtverständnis von Pfarrer Franz Jantsch, wie es in seinem Buch „Ein Pfarrer erzählt“ (Graz 1983) zum Ausdruck kommt.

¹ Nach Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. Oktober 1984 (Nr. 223) 28.

Grund der Sensibilisierung dafür umsehen müssen. Der aber liegt unzweifelhaft im Bereich der elektronischen Medien, deutlicher gesprochen in den Anzeichen und Erfahrungen, die auf die Heraufkunft der totalen Medienwelt hinweisen. In diesem Zusammenhang warf Marshall McLuhan längst schon das desillusionierende Stichwort in die Debatte, das auch die bereits Abgestumpften davor bewahren sollte, die verändernde Rückwirkung der Medien auf die Botschaft zu übersehen: *The Medium is the message*². Inzwischen hat es sich aber auch schon weitgehend im allgemeinen Bewußtsein durchgesetzt, daß die schlimmsten der von den elektronischen Medien ausgehenden Illusionen darin bestehen, daß sie die von ihnen vermittelten Erfahrungen als originäre „Primärerfahrungen“ ausgeben. Denn unter diesem Anschein bleibt nicht nur verborgen, daß es sich, mit Arnold Gehlen gesprochen, tatsächlich um „Erfahrungen zweiter Hand“ handelt, sondern auch die Art ihrer Vermittlung und der damit gegebenen Stilisierung³. Doch worin besteht diese?

Wenn man sich die Herkunft der elektronischen Medien vor Augen führt, kann die erste und grundsätzliche Antwort nur lauten: in der Stilisierung der Botschaft zur Nachricht. Daraus erklärt sich dann auch schon zum Großteil die unwiderstehliche Faszination, die von den elektronischen Medien auf das heutige Bewußtsein ausgeht: Sie kommen auf geradezu optimale Weise dem Wissensdurst und Informationsbedürfnis, man könnte auch sagen: der intellektuellen Neugier des Menschen entgegen⁴. Die faszinierende Wirkung der Medien ist aber erst dann voll erklärt, wenn der zweite Stilisierungseffekt hinzugenommen wird, der mit dem ersten auf geradezu oszillierende Weise konkurriert. Was die Medien bieten – und das gilt für das Fernsehen noch weit mehr als für den Hörfunk –, wird aufgrund der „Aufberei-

² McLuhan, Die magischen Kanäle (Originaltitel: *Understanding media*), Frankfurt – Hamburg 1970, 17ff.

³ Gehlen, Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft, Hamburg 1957, 47ff.

⁴ In diesem Zusammenhang muß auch das berücksichtigt werden, was Hans Blumenberg in seinem Werk „Die Legitimität der Neuzeit“ (Frankfurt/M. 1966, 201–432) über den „Prozeß der theoretischen Neugierde“ ausführte.

tung“ zum Konsumgut, oftmals geradezu zur Show. Nur so ist es zu erklären, daß der Durchschnittsbürger beim Anblick von Katastrophenbildern ungerührt sein Abendbrot verzehrt, während ihm doch schon das Originalerlebnis eines vergleichsweise glimpflich verlaufenden Verkehrsunfalls den Appetit auf Stunden hinaus verschlagen würde. Zusammenfassend könnte man sagen, daß durch die elektronischen Medien immer nur die Reproduktion der Wirklichkeit vermittelt wird: eine auf ihren Informations- und Unterhaltungswert reduzierte Welt.

Im Maß, wie dieser Zusammenhang durchschaut wird, erhebt sich die Frage nach der Regie. Das aber ist die von Postman aufgeworfene Frage nach denen, die keine Bücher mehr zu verbrennen brauchen, weil sie den von ihnen manipulierten Menschen das Verlangen nach Büchern abgewöhnt haben. Seine Frage steht freilich schon längst im Raum; und sie wurde auch schon wiederholt durch die These von dem bevorstehenden Ende der Schriftkultur beantwortet. Es sei bereits absehbar, so meint diese These, daß neue Medien wie insbesondere der Bildschirmtext und seine Derivate die alte Lesekultur verdrängen, und daß demgemäß auch mit schweren Rückwirkungen auf das Verlagswesen und, radikaler noch, auf die literarische Kreativität zu rechnen sei⁵. Wenn aber das Buch das Vorzugsopfer der heraufkommenden Medienwelt ist, stellt sich eine ebenso unbequeme wie unabweisliche Zusatzfrage. Spielt sich hier nur ein Konkurrenzkampf ab oder am Ende gar ein Streit zwischen ungleichen Brüdern? Und das heißt: Geht es in dem angesprochenen Verdrängungsprozeß nicht um die Auseinandersetzung zwischen zwei unterschiedlichen, im Grunde aber durchaus strukturverwandten Medien? Muß also, wenn dieser Existenzkampf verstanden werden soll, nicht zuerst einmal der Mediencharakter von Buch und Schrift bedacht werden?

2. Mit anderer Stimme

Die Frage stellt sich mit besonderer Dringlichkeit auf dem Sektor, auf welchem sie bis

her kaum Gehör fand, obwohl sie sich immer schon geltend gemacht hatte: auf dem Sektor der biblischen Schriften. Denn ein offensichtlich kurzschlüssiges Inspirationsverständnis brachte es mit sich, daß sie in ihrem Mediencharakter fast durchwegs ignoriert wurden. Man wußte genau, daß man Schriften in Händen hielt; doch sprach – und spricht – man unbesehen vom „Wort Gottes“⁶. Dabei hätte man sich noch nicht einmal an den schweren Vorwurf *Lessings* zu erinnern brauchen, wonach das neuzeitliche Christentum zunehmend unter die Herrschaft des „toten Buchstabens“ geraten und dadurch zu einer Reproduktion seiner selbst herabgesunken sei, um zu einer differenzierten Betrachtung zu gelangen. Denn in diesem Sinn war bereits Luther mit seinem erstaunlichen Wort von dem „großen Abbruch“ und dem „Gebrechen des Geistes“ vorstellig geworden, die zur Abfassung der biblischen Bücher geführt hätten: eine seiner Meinung nach von den Zeitverhältnissen erzwungene Notlösung⁷. Und doch ist das kaum mehr als ein Rückverweis auf Paulus, der als erster das Medium des apostolischen Briefs in den Dienst seiner Verkündigung stellte und dabei „Glanz und Elend“ dieser Ersatzlösung an sich erfuhr. Ihren bewegendsten Ausdruck fand diese Erfahrung in dem Satz des Galaterbriefs:

„Aufs neue leide ich um euch, meine Kinder, Geburtswehen, bis Christus bei euch Gestalt gewinnt. Ich wollte bei euch sein, um mit anderer Stimme zu euch reden zu können; denn euretwegen bin ich ganz ratlos“ (Gal 4, 19f)⁸.

Die Grenzen der schriftlichen Selbstdarstellung

Anders als sein Geisteserbe *Augustinus* hält er seine Briefe keineswegs für einen „Sermo

⁶ Einen Grenzfall bildet in diesem Zusammenhang *Romano Guardini*, der dort, wo er auf biblische Texte Bezug nimmt, sogar von „Offenbarung“ zu sprechen pflegt; dazu die Schlußbemerkungen meines Beitrags „Romano Guardini: Wegbereiter in eine neue Epoche“, in: *Walter Seidel* (Hrsg.), *Christliche Weltanschauung*, Würzburg 1985, 210–240.

⁷ Nach *Gerhard Ebeling*, *Luther. Einführung in sein Denken*, Tübingen 1964, 145.

⁸ Dazu *Franz Mussner*, *Der Galaterbrief*, Freiburg – Basel – Wien 1981, 314; ferner meine Ausführungen in: „Der Zeuge. Eine Paulus-Befragung“, Graz 1981, 160–163, sowie in meiner demnächst erscheinenden Schrift „Paulus für Christen“, Freiburg/Br. 1985.

absentium“; vielmehr weiß er es aus der Sensibilität des ersten christlichen Medienverwenders, welche Grenzen ihm durch diese vermittelte Selbstdarstellung gezogen sind. Fast fühlt man ihn an den Gitterstäben des von ihm selbst gewählten „Gefängnisses“ rütteln, wenn er im Bewußtsein dieser Grenzen in den Wunsch ausbricht, bei seinen Adressaten sein zu können, um wieder so wie bei seinem ersten Auftreten „von Angesicht zu Angesicht“ zu ihnen reden zu können. Denn im Unterschied zu seinen früheren und späteren Epigonen ist dem Apostel die Differenz zwischen mündlichem Wort und brieflicher Äußerung noch voll bewußt. Nur vom aktuell gesprochenen Wort kann er sich letztlich die Wirkung versprechen, von der er in geradezu paradoxer Ignorierung der Situation im Zweiten Korintherbrief redet:

„Unser Mund hat sich für euch aufgetan, ihr Korinther, unser Herz ist weit geworden . . . ! Laßt doch als Antwort – ich rede wie zu meinen Kindern – auch euer Herz weit aufgehen!“ (2 Kor 6, 11. 13)⁹

Die vergessene Differenz

Was der von seinem missionarischen Elan fortgerissene Apostel nur für einen Augenblick übersah, blieb in seiner christlichen Nachwelt fast ausnahmslos vergessen und verdrängt: die Differenz von Wort und Schrift. Dabei kann und darf es aber nicht bleiben. Denn es besteht keinerlei Hoffnung, daß die Christenheit der Herausforderung durch die totale Medienwelt zu begegnen weiß, wenn sie sich nicht zuvor der Differenz bewußt wird, mit der sie schon immer rechnen mußte, und die ihr nun, in geradezu beängstigender Vergrößerung, in der modernen Medienszene entgegentritt. Doch gilt dieses Postulat nicht nur im Blick auf die anstehende Aufgabe, sondern durchaus auch in seinem „kritischen“ Gegensinn. Denn es ist zu fürchten, daß eine Theologie, die sich des Mediencharakters der biblischen Schriften nicht bewußt wird, auch nicht im Vollsinn um das göttliche und menschliche Wort und seine Bedeutung weiß. Auch hier bietet sich niemand so unmittelbar wie Paulus als Helfer zu einem differenzierten Bewußtsein an.

⁹ Dazu nochmals mein Paulusbuch „Der Zeuge“, 161.

3. Geist und Buchstabe

Denn Paulus beweist seine Größe nicht zuletzt darin, daß er aus seiner Medienerfahrung theoretische Konsequenzen zog. Die von ihm erlittene Grenze ließ ihn ein Spannungsfeld erkennen, das er mit seinem Theorem von „Geist und Buchstabe“ auf den Begriff brachte¹⁰. Am nachhaltigsten geht Paulus im Zweiten Korintherbrief auf dieses Begriffspaar ein – die eng verwandte Römerstelle (2, 25–29) wirkt im Vergleich dazu fast wie eine Reminiszenz –, wenn er die Größe des apostolischen Dienstes mit dem bekenntnishaften Wort verdeutlicht:

„Er hat uns fähig gemacht, Diener des Neuen Bundes zu sein, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2 Kor 3, 6)¹¹.

Dieses grundsätzliche Urteil hindert Paulus freilich nicht, im gleichen Zusammenhang auch von der „Herrlichkeit“ des in Stein gemeißelten Buchstabens zu sprechen (2 Kor 3, 7), auch wenn er im selben Atemzug hinzufügt, daß er „zum Tod führt“ (ebd.). Dazu kommt es, weil der Buchstabe das in und mit ihm Gesagte „verhüllt“, so wie Moses sein im Gottesglanz erstrahlendes Antlitz vor den Israeliten verhüllen mußte. Und diese Hülle sei „bis zum heutigen Tag“ auf dem Wortlaut des Alten Bundes liegengeblieben, so daß seinen unmittelbaren Adressaten, den Israeliten, nicht ersichtlich geworden sei, von wem in den heiligen Schriften tatsächlich die Rede war, und noch weniger, daß sie aus diesen Schriften das Antlitz Christi anblickte (2 Kor 3, 13ff). Dieser pessimistischen Feststellung fügt er jedoch unverzüglich das große Hoffnungswort an:

„Bis heute liegt die Hülle auf ihrem Herzen, wenn Moses vorgelesen wird; sobald sich aber einer (von ihnen) dem Herrn zuwendet, fällt die Hülle ab. Denn der Herr ist der Geist, und wo der Geist des Herrn waltet, da ist Freiheit. Wir alle aber spiegeln mit enthülltem Antlitz die Herrlichkeit des Herrn und werden so in sein eigenes Bild verwandelt,

¹⁰ Dazu *Ernst Käsemann*, *Geist und Buchstabe*, in: *Paulinische Perspektiven*, Tübingen 1969, 237–285; ferner die Ausführungen meines Paulusbuchs „Der Zeuge“, 223–227.

¹¹ Dazu *Hans Lietzmann*, *An die Korinther I/II*, Tübingen 1949, 110ff.

von Klarheit zu Klarheit, wie es dem Geist des Herrn entspricht“ (2 Kor 3, 15–18).

Die Tiefe der Differenz, die das Begriffspaar „Geist und Buchstabe“ ausmißt, wird erst mit dem Gedanken erreicht, daß das, was der Buchstabe ausdrückt und durch das Walten des Gottesgeistes freigelegt wird, jene antlitzhaft verfaßte Wahrheit ist, mit der sich Paulus, grundlegend für sein ganzes Denken und Wirken, in seiner Damaskusvision konfrontiert sah. Seitdem bewegt ihn nach Art eines Grund- und Leitmotivs die Überzeugung, daß sich in Leben, Tod und Auferstehung Jesu etwas Grundlegendes im Verhältnis zwischen Gott und der Menschheit änderte. So viele Beweise seiner Erbarmung und Liebe Gott seinem Bundesvolk Israel auch immer gab; jetzt erst, in der Lebens- und Leidensgeschichte seines Sohnes, trat er aus seiner ewigen Verborgenheit definitiv hervor, um in Christus sein heilstiftendes, befreiendes und erlösendes Wort zur Welt zu sprechen. Seitdem ist der Menschheit die Tür zu einer neuen, durch keine Forschung und Spekulation zu gewinnenden Wahrheit aufgestoßen. Es ist die Wahrheit, um die nur Gott weiß, weil er sie ist. Doch bleibt sie gleichzeitig so sehr an die Gestalt des Mittlers gebunden, daß sie sich nirgendwo vollständiger als in seinem Antlitz enthüllt. Wer wissen will, was es um den „neuen Gott“ Jesu Christi ist, muß sich deshalb das Antlitz des Auferstandenen vor Augen halten, richtiger noch, sich von ihm erblicken lassen. In ihm scheint die ewig verborgene Gotteswahrheit sichtbar auf; in ihm teilt sie sich hörbar mit. Deshalb kann Paulus bei der authentischen Deutung seiner Damaskusvision von sich sagen, daß ihm in dieser Berufungsstunde das Geheimnis des Gottessohnes „ins Herz gesprochen“ worden sei (Gal 1, 15f)¹².

Am Anfang eine Erfahrung

Am Anfang der paulinischen Heilsverkündigung steht somit eine Erfahrung, die man, paradox genug, als die eines vernehmenden Erblicktseins oder auch als einer antlitzhaften Selbstzusage beschreiben kann. Doch gerade damit werden im Begriff „Wort Got-

tes“, sofern er sich auf das göttliche Offenbarungseignis bezieht, ungeahnte Dimensionen sichtbar. Es ist ein Wort, das gleichzeitig die Qualität des Erblickens hat. Wer es hört, weiß sich gesehen. Und der Sehende ist der, den die Jüngergemeinde aufgrund der im lebendigen Umgang mit ihm gewonnenen Erfahrungen das menschengewordene „Wort Gottes“ nannte, weil sie sich durch den Umgang mit ihm in sein Gottesbewußtsein einbezogen und, rückläufig dazu, von Gott angesprochen wußte¹³. Kaum braucht dem hinzugefügt zu werden, daß das so verstandene Offenbarungswort das menschliche Gottesverhältnis auf eine neue Basis stellt. Es zieht seinen Hörer in eine seinshafte Zugehörigkeit zu dem ihn anredenden und anrufenden Gott. Und es bringt ihn im selben Atemzug auch schon in ein neues Verhältnis zu sich selbst. Was der Begriff der „Gotteskindschaft“ ausdrückt, nimmt hier, im Vernehmen des Offenbarungswortes, bereits seinen Anfang. Und damit ist auch schon gesagt, daß das Hören des Offenbarungswortes mit einem Evidenzgewinn verbunden ist. Wer es vernimmt, ist „seiner Sache“, die gleichzeitig die Sache Gottes und die seiner selber ist, auf eine vorher nicht erreichbare Weise gewiß. Auch das ist eine – ganz selbstverständliche – Frucht der im Hören dieses Wortes gewonnenen Zugehörigkeit.

4. Chancen und Grenzen der Schriftlichkeit

Es genügt bereits, sich diese auffälligsten Implikationen des gesprochenen Wortes vor Augen zu führen, um der Differenz zwischen ihm und seinem schriftlichen Niederschlag ansichtig zu werden. Um diese genauer zu erfassen, ist es lediglich noch erforderlich, der mit ihr verbundenen Stilisierung nachzugehen. Denn mit der schriftlichen Fixierung verhält es sich im Prinzip nicht anders als mit der Rückwirkung der elektronischen Medien auf die von ihnen vermittelte Botschaft. Nur folgt sie anderen Strukturgesetzen, die bereits mit aller Deutlichkeit den

¹³ Näheres dazu in meiner Schrift „Jesus für Christen“, Freiburg/Br. 1984, 46f; ferner in meinem Beitrag „Die Suspendierung der Gottesfrage. Erwägungen zu einer innovatorischen These Karl Rahners“, in: E. Klinger und K. Wittstadt (Hrsg.), Glaube im Prozeß. Christsein nach dem II. Vatikanum, Freiburg – Basel – Wien 1984, 432–455.

¹² Näheres dazu in meiner Schrift „Paulus – Der letzte Zeuge der Auferstehung“, Regensburg 1981, 30–42.

mit „schreiben“ gebildeten Composita zu entnehmen sind. Derartige Bildungen sind etwa „aufschreiben“, „beschreiben“, „vorschreiben“ und „zuschreiben“. Um beim letzteren einzusetzen, so ist alle Schrift der Intention des Vorgangs zufolge „Zuschrift“. Niemand schreibt im strengsten Sinn des Wortes für sich selbst; und selbst im Fall eines geheimgehaltenen Tagebuchs hat die Niederschrift die hypothetische Trennung zwischen dem Ich als schreibendem Subjekt und als Adressat dieser Niederschrift zur Voraussetzung. Insofern liegt jeder Schrift eine „zentrifugale“ Tendenz zugrunde: weg vom schreibenden Subjekt und hin zum Empfänger der verschrifteten Mitteilung. Das verleiht dem Vorgang des Schreibens die ihm eigentümliche elliptische Grundform. Er folgt, wie der Ausdruck sagt, einer „kreisenden“ Grundstruktur, die jedoch zwei Zentren, das schreibende Ich und den „angeschriebenen“ Adressaten, umschließt. Ungleich wichtiger sind jedoch die zunächst genannten Wortbildungen. Dabei erinnert das Compositum „aufschreiben“ daran, daß die Erfindung der Schrift ursächlich mit den raum-zeitlichen Gegebenheiten des Menschseins und ihren Folgen zu tun hat. Wir schreiben, um Raum und Zeit zu überwinden; im ersten Fall also zum Ziel, einen außerhalb des Radius unserer Stimme befindlichen Adressaten zu erreichen. Noch wichtiger ist die zeitüberwindende Tendenz der Schriftlichkeit. Was aufgeschrieben ist, hält dem Erosionsprozeß der Geschichtlichkeit und der damit gegebenen Gefahr des Vergessenwerdens stand. Was aufgeschrieben ist, ist eben damit „dokumentiert“ und als Dokument dem kulturellen Gedächtnis „eingeschrieben“. Insofern imitiert der Prozeß des Schreibens die im menschlichen Gehirn gespeicherten „Engramme“, dies jedoch so, daß die Inhalte nunmehr im Gedächtnis des „objektiven Geistes“ gespeichert sind. Verallgemeinernd könnte man sagen, daß alle Schrift um dieser Funktion willen „Chronik“ ist.

„Beschreibende“ Reproduktion

Die entgegengesetzte Tendenz verfolgt der Vorgang in dem mit dem Compositum „beschreiben“ bezeichneten Fall. Dabei geht es

nicht so sehr um die vergegenständlichende Imitation eines inneren Gehalts als vielmehr um die darstellende Reproduktion einer welthaften Gegebenheit. Schreibend bilden wir – zumindest im Regelfall – unsere Außen- und Umwelt ab. Das gilt auch dann, wenn es uns beim Schreiben weniger darum zu tun ist, die uns begegnenden und betreffenden Gegenstände darzustellen als vielmehr die von ihnen ausgehenden Eindrücke und Reize. Auf die grundlegende Bedeutung dieser „Schreibweise“ machte erst die moderne Sprachforschung mit der Identifizierung des „narrativen“ Erzählstils aufmerksam. Damit hob sie gleichzeitig hervor, daß die „beschreibende“ Schreibweise eine besondere Nähe zur Mündlichkeit aufweist. Daraus mag es sich auch erklären, daß die vor allem von *Harald Weinrich* betriebene Forschung auf diesem Sektor stärker als jede andere von der Gegenwartstheologie, in erster Linie durch *Metz* und *Baudler*, rezipiert wurde¹⁴.

Für den anstehenden Bestimmungsversuch schlägt diese Rezeption jedoch kaum zu Buch, da unter der Voraussetzung seiner besonderen Affinität zur Mündlichkeit der deskriptive Schreibstil am wenigsten Aufschluß über den Unterschied von Wort und Schrift zu geben vermag.

Um so mehr ist dies jedoch von jenem Schreibstil zu erwarten, der mit dem „Vorschrift-Charakter“ der Schriftlichkeit zu tun hat. Daß er, zusammen mit dem von der Chronik verfolgten Interesse, für die Erfindung der Schrift bestimmend wurde, ergibt sich schon daraus, daß mit die ältesten Dokumente der Schriftlichkeit wie etwa der Codex Hammurabi oder der mosaische Dekalog Gesetzestexte bieten. Das steht auch Paulus vor Augen, wenn er das strenge Wort vom „tötenden Buchstaben“ auf den Wortlaut des alttestamentlichen Gesetzes bezieht¹⁵. Im Interesse der Strukturerrhellung – wenn frei-

¹⁴ Dazu *Weinrich*, *Narrative Theologie*, und *J. B. Metz*, *Kleine Apologie des Erzählens*, in: *Concilium* 9 (1973) 329–341; ferner *G. Baudler*, *Wahrer Gott als wahrer Mensch*. Entwürfe zu einer Narrativen Christologie, München 1977; *ders.*, *Einführung in symbolisch-erzählende Theologie*, Paderborn 1982.

¹⁵ Daß Paulus tatsächlich ein sehr viel differenzierteres Verständnis des Gesetzes entwickelt, kann hier nur angedeutet werden; Näheres dazu im zweiten Kapitel meiner demnächst erscheinenden Schrift „Paulus für Christen“.

lich auch im Bewußtsein der damit betriebenen Verallgemeinerung – könnte man wiederum sagen, daß alle Schrift von ihrer Grundtendenz her „Vorschrift“ ist. Damit käme zum zweiten Mal ein soziales Element zum Vorschein. Denn wie sich die Schriftlichkeit an das kulturelle Gedächtnis der Menschheit wendet, steht sie angesichts ihres Vorschrift-Charakters im Dienst der Gesellschaftsordnung. Sofern sie die besondere Domäne der Grammatik ist, dokumentiert sie – ungleich deutlicher als im mündlichen Wort – das Reglement der gesellschaftlichen Verhältnisse. In der strengen Über- und Unterordnung, der ein schriftliches Satzgebilde folgt, spiegelt sich, schon vor jedem strukturalistischen Vergleich, etwas von den Herrschaftsverhältnissen und hierarchischen Strukturen der gesellschaftlichen Lebensordnung.

Die Grenzen der Schriftlichkeit

Damit ist aber auch schon etwas über die Grenzen und die restriktiven Rückwirkungen der Schriftlichkeit gesagt. Im Einzelfall gehen die Chancen sogar so unmittelbar mit der Restriktion zusammen, daß mit der Vergünstigung zugleich der Nachteil bezeichnet ist. Das gilt vor allem von dem durch *Walter Wimmel* herausgestellten Prinzip der „Komparativität“, mit dem gleichzeitig die dem Geist durch die Schriftlichkeit eröffnete Chance, nicht weniger aber auch die ihm durch sie angelegte Fessel angesprochen ist¹⁶. Denn mit der – nur durch die Schriftlichkeit gegebenen – Möglichkeit des extensiven Rückvergleichs ist auf der einen Seite der Grund für alles gelegt, was mit Geschichtsschreibung, Rechtswissenschaft, Literatur, Philosophie und Theologie zu tun hat, auf der anderen Seite ist aber gleichzeitig auch darauf abgehoben, in welchem hohem Maß der auf diese Weise kreativ gewordene Geist an die auf dem Weg dazu entwickelten Gesetze und Normen zurückgebunden und, allgemeiner noch gesagt, von den Gewichten der Vergangenheit beschwert ist. Für das Christentum – wie für jede Schriftreligion – schlägt in diesem Zusammenhang vor allem

aber die Tatsache zu Buch, daß die Schriftlichkeit nicht nur den Anstoß zu theologischem Denken gibt, sondern dieses Denken zugleich dem Systemzwang unterwirft, so daß es sich dem lebendigen Glauben gegenüber zu einer ihm eigengesetzlich entgegengesetzten Größe fortentwickelt. Und selbst wenn man dies noch als echte Bereicherung gelten lassen könnte, so müssen doch die von Paulus beklagten Grenzen als echte Einschränkungen in Anschlag gebracht werden. Obwohl ihm sogar die Feinde zugestehen müssen, daß ihm in Form seiner Briefe ein Instrument von „wuchtiger“ Fernwirkung zu Gebote steht (2 Kor 10, 10), denkt er selbst nach Ausweis der Galaterstelle (4, 20) in dieser Frage ungleich skeptischer. Seinem Briefwort fehle gerade das, wovon er seine mündliche Verkündigung getragen und ausgezeichnet wußte: der mitreißende „Erweis des Geistes und der Kraft“ (1 Kor 2, 4). Deshalb der brennende Wunsch, persönlich bei seinen Adressaten sein und ihnen „von Angesicht zu Angesicht“ zureden zu können.

Die Effizienz des gesprochenen Wortes

Wenn man das auf den Begriff zu bringen sucht, wird man in erster Linie an die evidenz- und empirievermittelnde Effizienz des gesprochenen Wortes zu denken haben. Denn das dialogisch gesprochene Wort erschöpft sich nicht in seinem Mitteilungswert. Nicht der Veranlassung nach; denn schon das Mißverhältnis zwischen den von uns verwendeten Sprachzeichen und der Menge der tatsächlich gebotenen Mitteilungen zeigt, daß wir primär nicht aus informativem Interesse miteinander reden. Was uns veranlaßt, aus dem Elfenbeinturm unserer Individualität hervorzutreten und uns mit unserem Wort an den Gesprächspartner zu wenden, ist nicht unser Verlangen nach Wissen, sondern nach Gemeinschaft und Verbundenheit. Wir reden primär, um unsere Einsamkeit zu überwinden und, wenn auch nur für die Dauer des Gesprächs, Gefühl mit dem Mitmenschen zu gewinnen. Doch geht das dialogisch gesprochene Wort auch hinsichtlich seiner Wirkung nicht in dem von ihm geleisteten Informationstransfer auf. Wer spricht, vollzieht dabei einen Akt der „Bewußtseinsübertragung“, indem er den

¹⁶ *Wimmel*, Die Kultur holt uns ein. Die Bedeutung der Textualität für das geschichtliche Werden, Würzburg 1981.

anderen zur Fühlung mit seinem Selbstverständnis und seiner Selbstgewißheit verhilft. Wenn irgendwo, liegt hier der Grund für den überragenden Wert, den Paulus – und mit ihm das ganze Neue Testament – dem Glaubens-Bekenntnis zumißt. Noch bevor er in der Schlüsselstelle des Römerbriefs auf die „Sache“ des Glaubens zu sprechen kommt, hebt er deshalb auf die Bekenntnispflicht ab:

„Wenn du mit deinem Mund Jesus als den Herrn bekennt und in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Toten erweckt hat, erlangst du das Heil. Denn mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Mund bekennt man zum Heil“ (Röm 10, 9f).

Zweifellos hat der schriftliche Text dem mündlichen Wort vieles voraus, was sich mit den Begriffen Klarheit, Struktur, Übersichtlichkeit und Systematik freilich mehr andeuten als wirklich beschreiben läßt. Hier jedoch, auf dem Sektor der transinformativen Sprachleistungen, ist er dem mündlichen Wort gegenüber eindeutig im Rückstand. Keine noch so artifizielle Gestaltung kann das jemals kompensieren, was nur dem „von Angesicht zu Angesicht“ gesprochenen Wort zu sagen möglich – und gegeben – ist. Der Text kann einleuchten; doch nur das Wort „überzeugt“. Der Text kann belehren; doch nur das Wort beglückt und befreit. Der Text kann anregen; doch nur das Wort „bewegt“. Der Text stiftet Kultur; doch nur das Wort schafft Leben. Doch was ergibt sich daraus für die Theologie?

5. Theologische Konsequenzen

Nichts wäre törichter als die – doch bereits reichlich naheliegende – Konsequenz, daß hinter die christliche Schriftkultur zurückgegangen und einem anarchischen Charismatikertum, um nicht zu sagen einer „charismatischen Anarchie“ das Wort geredet werden müsse, wie sie Paulus in den von ihm kritisierten Gruppen der Gemeinde von Korinth vor Augen hatte¹⁷. Denn das Christentum ist von seiner Grundbestimmung her Schriftreligion und nur durch die schriftliche

¹⁷ Dazu *Ronald A. Knox*, Christliches Schwärmer-tum (Originaltitel: Enthusiasm), Köln 1957, 21–35; ferner *Walter Schmithals*, Die Gnosis in Korinth. Eine Untersuchung zu den Korintherbriefen, Göttingen 1956.

Dokumentation seiner Heilsbotschaft in seiner Identität gesichert. Dagegen kommt auch der Gedanke nicht auf, daß Jesus weder selber geschrieben noch Anstöße zur schriftlichen Fixierung seiner Lehre gegeben hat¹⁸. Denn wenn Jesus auch nicht als Initiator der Verschriftlichung gelten kann, zeigt ihn doch eine der suggestivsten Szenen des Evangeliums in der Rolle des Lesers, der die – freilich alttestamentliche – „Schrift“ benutzt und damit voraussetzt. Es handelt sich um die lukanische Perikope von seinem ersten und einzigen Auftreten im heimatlichen Nazaret, die ihn als den authentischen Rezipienten des alttestamentlichen Schriftwortes beschreibt, jedoch mit einem völligen und bereits auf die Passion vorausweisenden Fehlschlag endet¹⁹. Nie wurde ein Schriftwort – es handelt sich um die jesajanische Ankündigung der geistgewirkten Heilstätigkeit des Messias (Jes 61, 1f) – gültiger gedeutet als mit dem Kommentar, den Jesus mit demselben Zeugnis gibt: „Heute ist dieses Schriftwort vor euren Ohren in Erfüllung gegangen!“ (Lk 4, 21) Nie aber schlug die damit eröffnete Chance auch so radikal in ihr Gegenteil um wie hier. Als Jesus gar noch seinen zunächst betroffenen, dann verbitterten Zuhörern die aufgestauten Einwände aus dem Mund nimmt, bricht der offene Widerstand gegen ihn aus:

„Als sie das hörten, wurden alle in der Synagoge von Wut gepackt. Sie erhoben sich und stießen ihn zur Stadt hinaus. Und sie drängten ihn bis an den Abhang des Berges, auf dem ihre Stadt erbaut war, um ihn hinab-zustürzen. Er aber schritt mitten durch sie hindurch und ging weg“ (Lk 4, 28ff).

Die „innere Passion“ des verschrifteten Wortes

Mit diesem tragischen Ausgang weist die Perikope, sofern sie von einem böswilligen

¹⁸ Neuere Versuche, Jesus auf die Rolle des Thora-Lehrers zu reduzieren und ihn demgemäß für die Ausarbeitung einer tradierbaren und in der letzten Konsequenz dessen schriftlich zu fixierenden Lehre verantwortlich zu machen, scheitern schon an dem dynamischen Jesusbild der Evangelien, das für derartig „scholastische“ Aktivitäten keinen Raum läßt. So verfährt, bei aller Verdienstlichkeit der Einzeluntersuchung, *Rainer Riesner* in seiner Abhandlung „Jesus als Lehrer. Eine Untersuchung zum Ursprung der Evangelien-Überlieferung“, Tübingen 1984.

¹⁹ Dazu *Heinrich Schürmann*, Das Lukasevan-gelium I, Freiburg/Br. 1969, 225–244.

Mißverständnis handelt, wenigstens mittelbar auf jene Szene des Buchs Jeremia zurück, die ihrerseits beziehungsreich von der Passion eines Buches handelt. Die Rede ist von der Beschlagnahmung der Schriftrolle mit den Drohwissagungen des Propheten durch König Jojakim, der sich das Buch zunächst vorlesen läßt, um es dann, abschnittsweise, in das Kohlenfeuer vor ihm zu werfen (Jer 36, 9–32). Im vorliegenden Kontext läßt diese Szene aber nicht nur an die lange Serie der Bücherverbrennungen denken, sondern nicht weniger auch an die „innere Passion“, die das frei gesprochene Wort durch den Akt seiner Verschriftlichung erleidet. Denn bei aller Straffung und Präzisierung, die das Wort bei seiner Niederschrift erfährt, wird es zugleich auch ganz unvermeidlich den restriktiven Bedingungen der Schriftlichkeit unterworfen. Davon macht auch das Offenbarungswort keine Ausnahme. Sofern die dem Wort durch die Niederschrift auferlegte Straffung stets auch einer „Verknappung“ gleichkommt – ein Tatbestand, der besonders bei der meist resümierenden Wiedergabe der Gleichnisreden Jesu in die Augen springt –, steht zur Verdeutlichung dessen auch eine schon in der Frühpatristik aufgekommene Kategorie bereit. Im Blick auf die Selbstentäußerung, die das ewige Wort im Akt seiner Menschwerdung auf sich nahm, sprachen die Väter von der „Abbréviation“ des menschengewordenen Gotteswortes. Selbstverständlich muß dieser Effekt auch dort in Rechnung gestellt werden, wo, wie es neuerdings durch *Paul-Gerhard Müller* geschieht, der Versuch unternommen wird, der „Versprachlichung des Jesusphänomens“ und der genuinen Heilsbotschaft auf die Spur zu kommen²⁰. Und dabei darf nicht übersehen werden, daß damit lediglich das „extensive“ Defizit in Betracht gezogen ist, nicht aber jene Minderung, die das eingangs angesprochene „Sprachvolumen“ betrifft. Denn in der Schriftlichkeit kommt, wie erinnerlich, all das nur bedingt zum Zug, was die dialogische Mitteilung oft mehr als ihr Informationswert bestimmt.

²⁰ *Müller*, *Der Traditionsprozeß im Neuen Testament. Kommunikationsanalytische Studien zur Versprachlichung des Jesusphänomens*, Freiburg/Br. 1982.

Für eine neue Lesekultur

Die Konsequenzen ergeben sich daraus fast von selbst. Sie seien in diesem Zusammenhang lediglich in zwei Richtungen durchgezogen: einmal im Blick auf die private Text-Rezeption, sodann im Blick auf die liturgische Umsetzung des Schriftworts in Gestalt der Predigt. Was zunächst die private Rezeption anlangt, so läuft die Konsequenz auf das Postulat einer neuen „Lesekultur“ hinaus. Der Anfang dazu kann nur in einem entschiedenen Bruch mit dem von langer Hand eingespielten durchschnittlichen Leseverhalten bestehen. Denn der an Zeitungs- und Zeitschriftenkonsum gewöhnte Leser, dem schon bei einer „diagonalen“ Lektüre kaum etwas Wesentliches entgeht, ist aufgrund dieser Gewöhnung außerstande, die Inhalte eines Paulustextes aufzunehmen, weil in ihnen oft Wichtiges und Wichtigstes in Nebensätzen gesagt ist²¹. Ihre Mitte aber hat die geforderte Lesekultur zweifellos in dem insistenten Bemühen des Rezipienten, die Restriktionen des Verschriftungsprozesses, soviel an ihm liegt, rückgängig zu machen. Wenn die Verschriftung eine metaphorische „Passion des Wortes“ genannt werden konnte, wird sich der Leser somit darauf konzentrieren müssen, das Wort in seiner Fülle wiederherzustellen und es so in sich „auferstehen“ zu lassen. Ihre Spitze erreicht die geforderte Lesekultur jedoch erst in dem Versuch des Rezipienten, „zwischen den Zeilen“ der biblischen Texte zu lesen und so den Engführungen der historischen Kritik zu entgehen²². Das aber ist gleichbedeutend mit dem Bemühen, sich auf den seiner Botschaft zugrundeliegenden Akt der Selbstmitteilung Jesu einzustimmen und ihn als Orientierung, Regulativ und „Lesehilfe“ zu nutzen.

Die Predigt als „Rückübersetzung“

Von hier aus ergibt sich dann eine ebenso plausible wie umstürzende Deutung der Pre-

²¹ Ein schlagendes Beispiel dafür bietet die bereits erwähnte Galaterstelle (1, 15f), die den authentischen Aufschluß über das paulinische Damaskuserlebnis bietet.

²² Näheres dazu in meinem Beitrag „Postkarte genügt nicht! Auf der Suche nach Alternativen zur historisch-kritischen Methode“, in: *Joseph Sauer* (Hrsg.), *Mehrdimensionale Schriftauslegung?* Karlsruhe 1977, 9–34; ferner das Nachwort meines Taschenbuchs „Jesus für Christen“, 185.

digt. Wurde sie im traditionellen Verständnis hauptsächlich als orientierende und stabilisierende „Auslegung“ des Schriftworts verstanden, so legt sich nunmehr eine dazu gegensinnige Auffassung nah, die in ihr die „Rückübersetzung“ des Ausgangstextes erblickt²³. Selbstverständlich kann es sich bei diesem Akt nicht darum handeln, die originäre Sprachform Jesu tendenziell wiederherzustellen. Sie gehört wie alles, was mit der äußeren Faktizität seiner Erscheinung zu tun hatte, unwiderruflich der Vergangenheit an. Wohl aber ist es darum zu tun, dem Schrifttext die volle Kompetenz der Mündlichkeit zurückzuerstatten. Wie sich das konkret ausnimmt, wurde von der Literatur der Gegenwart schon wiederholt veranschaulicht. So findet sich bei *Gertrud von le Fort* eine Stelle, die sich wie die Umsetzung des Schlußworts der johanneischen Abschiedsreden in die Gegenwartssprache ausnimmt. Dort heißt es, zumindest nach der Luther-Übersetzung: „In der Welt habt ihr Angst; doch habt Vertrauen, ich habe die Welt überwunden!“ (Joh 16, 33) In der dichterischen Umsetzung lautet dieser Satz:

„Furcht ist ein großes Kapitel; wir haben uns alle nicht genug gefürchtet! Eine Gesellschaft soll sich fürchten, ein Staat soll sich fürchten, eine Regierung soll zittern: Zittern ist Kraft!“²⁴

Ein erstaunliches Gegenstück dazu findet sich in dem „für Atheisten“ verfaßten Jesusbuch von *Milan Machovec*, der sich zum Ziel setzte, die markinische „Kurzformel“ vom Beginn der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu (Mk 1, 15) in eine auf die Verfassung des heutigen Menschen abgestimmte Gegenwartssprache zu übersetzen. In einem ersten Schritt behält er den neutestamentlichen Wortlaut noch weitgehend bei:

„Die Stunde ist gekommen! Gottes Herrschaft bricht an! Ändert euch! Verlaßt euch auf mein Wort!“

In einem zweiten und radikaleren Schritt stößt er das biblische Sprachgewand dann aber völlig ab, um mit dem Bedürfnis des heutigen Menschen gleichzuziehen:

²³ Dazu mein Beitrag „Mit anderer Stimme. Predigt als Rückübersetzung“, in: *Communio* 10 (1982) 97–112.

²⁴ *le Fort*, *Die Letzte am Schafott*, München 1931; dazu meine Studie „Überredung zur Liebe. Die dichterische Daseinsdeutung Gertrud von le Forts“, Regensburg 1980, 123–128.

„Lebt anspruchsvoll, denn vollkommene Menschlichkeit ist möglich.“²⁵

Keiner dieser Modellversuche erhebt den Anspruch, das Ziel der Rückübersetzung auch nur annähernd erreicht zu haben. Angesichts des Wagnisses, auf das sich diese „Sprachversuche“ einlassen, ist aber die von ihnen ausgehende Ermutigung kaum hoch genug zu veranschlagen. Daß sich diese Versuche durchaus in keinem Neuland bewegen, zeigt die Forderung, die *Romano Guardini* im Geleitwort seiner Schrift „Vom lebendigen Gott“ an seine Leser richtete. Da seine Erwägungen aus Akten lebendiger Verbundenheit hervorgegangen seien, müsse er sich fragen, ob es denn überhaupt möglich sei, derartige Worte zu Papier zu bringen, oder ob bei ihrer Verschriftung nicht ihr Eigenleben zerstört werde. Aus dieser Selbstbefragung folgert er dann:

„So wird denn diesen Ansprachen nur der ihr Recht geben, der willig und fähig ist, sie vom Papier wegzuheben und wieder zum lebendigen Wort werden zu lassen. Gesprochen gerade zu ihm, so daß er sich persönlich gemeint weiß . . . So zu tun, ist nicht immer leicht. Wir sind das Papier gewöhnt und die kalten, nur vermittelnden Zeichen. Wir sind gewöhnt, im flüchtigen Dahingleiten Gedanken und Bilder aufzunehmen, unpersönlich und von irgendwoher kommend. Es bedarf schon einer besonderen Bemühung, nicht geschriebene, sondern gesprochene Rede als solche zu vernehmen und aus einem Leser zum Hörer zu werden.“²⁶

Treffender könnte der Brückenschlag, der über die Differenz von Wort und Schrift hinwegträgt, kaum umschrieben werden. Wenn diese Differenz, unbeachtet und unausgetragen, die religiöse Besinnung und Verkündigung nicht ständig behindern soll, muß das bisherige Leseverhalten in dem von *Guardini* geforderten Sinn revidiert werden. In stets neuem Anlauf muß sich die oberflächliche Rezeption des Lesens in die insistente des intentionalen „Hörens“ verwandeln. Dann – und nur dann – ist auch die Voraussetzung dafür geschaffen, daß dem Schriftwort in Akten der Rückübersetzung wieder zur vollen Kompetenz seines aktuellen Gesprochenenseins verholfen wird.

²⁵ *Machovec*, *Jesus für Atheisten*, Stuttgart 1972, 81; 102.

²⁶ *Guardini*, *Vom lebendigen Gott*, Mainz 1965, 7f.